

B. A. PARIS

BREAKDOWN – Sie musste sterben. Und du bist schuld.

### *Buch*

Es ist dunkel, ein Unwetter tobt und die junge Lehrerin Cass will so schnell wie möglich nach Hause. Als sie auf der verlassenen Landstraße ein parkendes Auto sieht, trifft sie eine folgenschwere Entscheidung. Sie steigt nicht aus, um der Fahrerin Hilfe anzubieten. Sie fährt weiter. Am nächsten Tag erfährt sie, dass die Frau in ihrem Auto ermordet wurde. Und nicht nur das: Cass kannte das Opfer. Von Schuldgefühlen geplagt, fragt sie sich, ob sie die schreckliche Tat hätte verhindern können. Dann erhält sie plötzlich anonyme Anrufe – am anderen Ende nur bedrohliches Schweigen. Ist der Mörder jetzt auch hinter Cass her?

### *Autorin*

B. A. Paris wuchs in England auf, hat jedoch den Großteil ihres Erwachsenenlebens in Frankreich verbracht. Sie arbeitete in der Finanzbranche und als Lehrerin. Gemeinsam mit ihrem Ehemann und ihren fünf Töchtern lebt sie auch heute noch in Frankreich. Nach *Saving Grace – Bis dein Tod uns scheidet* erscheint mit *Breakdown – Sie musste sterben. Und du bist schuld.* ihr zweiter Roman im Blanvalet Verlag.

*Von B. A. Paris bereits erschienen*

*Saving Grace – Bis dein Tod uns scheidet*

Besuchen Sie uns auch auf [www.facebook.com/blanvalet](http://www.facebook.com/blanvalet) und  
[www.twitter.com/BlanvaletVerlag](http://www.twitter.com/BlanvaletVerlag)

B. A. PARIS

# BREAK DOWN

**Sie musste sterben.  
Und du bist schuld.**

PSYCHOTHRILLER

Deutsch von Wulf Bergner

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel »The Breakdown«  
bei HQ, an imprint of HarperCollins Publishers, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich  
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © B. A. Paris, 2017

Published by arrangement with Bernadette MacDougall

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe

© 2018 by Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkterstr. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Redaktion: Susann Rehlein

Umschlaggestaltung: © www.buerosued.de

Umschlagmotiv: © Gettyimages/Carl Lyttle

JaB · Herstellung: sam

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0264-6

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Für meine Eltern



## FREITAG, 17. JULI

Das Gewitter setzt ein, als wir uns für die Dauer der Sommerferien verabschieden. Ein lauter Donnerschlag lässt Connie zusammenzucken. John lacht, und die schwülheiße Luft scheint uns noch dichter einzuhüllen.

»Beeil dich lieber!«, ruft er.

Ich renne mit einem Winken zu meinem Auto. Kurz bevor ich es erreiche, beginnt mein Smartphone zu klingeln – in den Tiefen meiner Umhängetasche nur gedämpft. Der Klingelton zeigt mir, dass der Anrufer Matthew ist.

»Ich bin unterwegs«, sage ich ihm, während ich in der Dunkelheit nach dem Türgriff taste. »Ich steige gerade ins Auto.

»Schon? Ich dachte, du wolltest noch mit zu Connie?«

»Das wollte ich, aber der Gedanke, dass du auf mich wartest, war zu verlockend«, scherze ich. Dann fällt mir auf, wie ausdruckslos er gesprochen hat. »Alles in Ordnung?«, frage ich.

»Klar, ich habe nur eine schreckliche Migräne. Sie hat vor ungefähr einer Stunde angefangen und wird stetig schlimmer. Deshalb rufe ich an. Macht's dir was aus, wenn ich schon ins Bett gehe?«

Ich spüre die Luft drückend auf meiner Haut und denke an das Gewitter; noch regnet es nicht, aber mein Instinkt sagt mir, dass der Regen nicht mehr lange auf sich warten lässt. »Natürlich nicht. Hast du was dagegen genommen?«

»Ja, aber die Tabletten scheinen nicht anzuschlagen. Ich dachte, ich gehe rauf und lege mich im Gästezimmer hin; falls ich einschlafen kann, wache ich dann nicht auf, wenn du heimkommst.«

»Gute Idee.«

»Eigentlich mag ich nicht ins Bett gehen, ohne zu wissen, dass du sicher wieder zu Hause bist.«

Darüber muss ich lächeln. »Mach dir keine Sorgen, die Fahrt dauert doch nur vierzig Minuten. Durch den Wald wäre ich sogar noch schneller.«

»Untersteh dich!« Den Schmerzstrahl, der durch sein Gehirn zuckt, als er die Stimme erhebt, kann ich fast körperlich spüren. »Autsch, das hat wehgetan«, sagt er, leiser jetzt. »Cass, versprich mir, dass du nicht die Blackwater Lane nimmst. Erstens möchte ich auf keinen Fall, dass du nachts allein durch den Wald fährst, und zweitens kommt ein Gewitter.«

»Okay, ich tu's nicht«, sage ich, während ich mich auf dem Fahrersitz zusammenfalte und meine Tasche auf den Beifahrersitz werfe.

»Versprichst du's?«

»Versprochen.« Ich lasse den Motor an und lege den ersten Gang ein, wobei das Smartphone warm und glatt zwischen Ohr und Schulter klemmt.

»Fahr vorsichtig«, ermahnt er mich.

»Das tue ich. Liebe dich.«

»Ich liebe dich mehr.«



Ich lächle über seine Besorgnis, während ich das Handy wieder in meine Tasche fallen lasse. Als ich aus der Parklücke stoße, klatschen die ersten dicken Regentropfen auf die Frontscheibe. *Jetzt geht's los*, denke ich.

Als ich die vierspurige Fernstraße erreiche, gießt es in Strömen. Zuerst klemme ich hinter einem riesigen Sattelschlepper, und meine Scheibenwischer schaffen es kaum, das von seinen Rädern aufgewirbelte Spritzwasser zu bewältigen. Als ich ausschere, um ihn zu überholen, zuckt ein Blitz über den Himmel, und in alte Kindergewohnheiten verfallend, beginne ich, die Sekunden zu zählen. Das dazugehörige Donnerrollen setzt ein, als ich bei vier angelangt bin. Vielleicht hätte ich doch mit den anderen zu Connie mitfahren sollen. Ich hätte das Gewitter dort abwarten können, während John uns mit seinen Witzen und Geschichten unterhalten hätte. Plötzliches Schuldgefühl versetzt mir einen kleinen Stich, als ich an seinen Blick denke, bei meinen Worten, ich würde doch nicht mitkommen. Es war ungeschickt und taktlos von mir, Matthew zu erwähnen. Wie Mary, unsere Rektorin, hätte ich einfach sagen sollen, ich sei müde.

Der Regen wird zu einer Sintflut, und die Fahrzeuge auf der Überholspur drosseln ihr Tempo entsprechend. Sie sammeln sich um meinen kleinen Mini, scheinen ihn zu bedrängen, und diese plötzliche Enge veranlasst mich dazu, wieder auf die linke Spur zu wechseln. Ich beuge mich auf dem Fahrersitz nach vorn, spähe durch die Frontscheibe und wünsche mir, die Scheibenwischer würden etwas schneller arbeiten. Ein Lastwagen röhrt vorbei, dann noch einer, und als er ohne zu blinken dicht vor mir einschert und mich zwingt, scharf zu bremsen, erscheint es mir plötz-

lich zu gefährlich, auf der Schnellstraße zu bleiben. Weitere Blitze zucken über den Himmel, und in ihrem Kielwasser taucht der Wegweiser nach Nook's Corner, dem Cottage, in dem ich lebe, im Regen auf. Die schwarze Schrift auf reflektierendem weißem Hintergrund wirkt so einladend, dass ich im allerletzten Augenblick, als es fast schon zu spät ist, links abbiege, um die Abkürzung zu nehmen, die Matthew mir verboten hat. Hinter mir hupt jemand aufgebracht, und als das Gellen mich auf der schmalen Straße in den Wald verfolgt, erscheint es mir wie ein Omen.

Selbst mit Fernlicht kann ich kaum erkennen, wohin ich fahre, und bedaure sofort, die durch viele Scheinwerfer erhellte Fernstraße verlassen zu haben. Obwohl diese Straße tagsüber sehr hübsch ist – sie führt durch einen Wald, in dem Glockenblumen wachsen –, machen ihre unübersichtlichen Kurven und Senken sie in einer Nacht wie dieser gefährlich. Mein Magen verkrampft sich bei dem Gedanken an die Strecke, die vor mir liegt. Aber bis zu unserem Haus ist's nur eine Viertelstunde. Behalte ich die Nerven und tue nichts Unüberlegtes, bin ich bald zu Hause. Trotzdem gebe ich ein bisschen mehr Gas.

Vor mir biegen sich die Bäume von einem plötzlichen Windstoß, der meinen kleinen Wagen durchrüttelt, und während ich mich bemühe, ihn auf der Straße zu halten, treffe ich plötzlich auf eine Senke. Einige beängstigende Sekunden lang verlassen alle vier Räder den festen Boden, und mein Magen rebelliert, als säße ich in einer Achterbahn. Als sie dann krachend wieder aufsetzen, überflutet eine Welle Motorhaube und Frontscheibe, sodass ich vorübergehend blind bin.

»Nein!«, rufe ich aus, als der Mini in der mit Wasser ge-

füllten Senke zum Stehen kommt. Die Angst davor, hier im Wald liegenzubleiben, löst einen Adrenalinschub aus, der mich zur Tat antreibt. Krachend lege ich den ersten Gang ein und gebe Gas. Der Motor heult auf, aber der Wagen setzt sich gehorsam in Bewegung, pflügt mit einer Bugwelle durchs Wasser und überwindet den Anstieg aus der Senke. Mein Herz jagt im Takt mit den Scheibenwischern, die auf der Frontscheibe wie verrückt hin und her gehen, und ich brauche ein paar Sekunden, um wieder zu Atem zu kommen. Aber ich wage nicht, irgendwo zu halten, weil ich fürchte, der Motor könnte nicht wieder anspringen. Also fahre ich weiter, jedoch etwas vorsichtiger.

Einige Minuten später lässt ein jäher Donnerschlag mich so heftig zusammenzucken, dass meine Hände das Lenkrad nicht mehr halten können. Der Wagen schleudert gefährlich nach links, und als ich ihn mit zitternden Händen abfange, empfinde ich plötzlich Angst, ich könnte es vielleicht nicht heil bis nach Hause schaffen. Ich versuche mich zu beruhigen, aber ich fühle mich bedrängt – nicht nur von den Elementen, sondern auch von den Bäumen, die vor mir einen makabren Tanz aufführen, sich drehen und winden, bereit, mein kleines Auto von der Straße zu holen und dem Sturm in den Rachen zu werfen. Wenn Regen aufs Autodach trommelt, heulender Wind die Scheiben klappern lässt und die Scheibenwischer wie verrückt arbeiten, fällt es schwer, sich zu konzentrieren.

Vor mir liegt der kurvenreichste Teil der Strecke, deshalb beuge ich mich leicht nach vorn und umklammere das Lenkrad mit beiden Händen. Auf der Straße ist sonst niemand unterwegs, aber während ich die nächsten Kurven meistere, wünsche ich mir sehnlich ein Paar Heckleuchten

vor mir, um ihnen auf der restlichen Strecke durch den Wald folgen zu können. Ich möchte Matthew anrufen, nur um seine Stimme zu hören, nur um mich zu vergewissern, dass ich nicht die einzige Überlebende der Menschheit bin, auch wenn ich mir jetzt so vorkomme. Aber ich will ihn nicht aufwecken, nicht, wenn er seine Migräne hat. Außerdem wäre er wütend, wenn er wüsste, wo ich jetzt bin.

Als ich schon denke, diese Fahrt werde niemals enden, bewältige ich eine Kurve und sehe etwa hundert Meter vor mir die Heckleuchten eines Autos. Ich stoße einen zitterigen Seufzer der Erleichterung aus und gebe etwas mehr Gas. Weil ich darauf fixiert bin, zu dem anderen Wagen aufzuschließen, habe ich ihn schon fast erreicht, bevor ich erkenne, dass er gar nicht fährt, sondern schlecht geparkt an einer kleinen Ausweichstelle steht. Überrascht kann ich ihm gerade noch ausweichen, verfehle ihn nur um eine Handbreit, starre im Vorbeifahren aufgebracht zu dem anderen Fahrer hinüber und mache mich bereit, ihn anzubrüllen, weil er seine Warnblinkanlage nicht eingeschaltet hat. Eine Frau, deren Gesichtszüge im starken Regen verschwimmen, erwidert meinen Blick.

Weil ich vermute, dass sie eine Panne hat, halte ich ein kleines Stück vor ihr und lasse den Motor laufen. Sie tut mir leid, weil sie unter so schrecklichen Umständen aus ihrem Auto steigen muss, und während ich in den Rückspiegel sehe – mit leicht perverser Freude darüber, dass außer mir noch jemand so töricht gewesen ist, in dieser Nacht durch den Wald zu fahren –, stelle ich mir vor, wie sie nach ihrem Schirm tastet. Mindestens zehn Sekunden vergehen, bevor mir klar wird, dass sie nicht aussteigen wird, und ich bin irritiert, denn sie erwartet doch wohl nicht, dass *ich* bei strö-

mendem Regen aussteige und zu ihr zurückrenne? Außer, sie wäre durch irgendetwas am Aussteigen gehindert – aber würde sie in diesem Fall nicht blinken oder hupen, um mir zu signalisieren, dass sie Hilfe braucht? Als weiterhin nichts passiert, fange ich an, meinen Sicherheitsgurt zu lösen, während ich weiter in den Rückspiegel starre. Obwohl ich sie nicht deutlich sehen kann, ist es doch irgendwie seltsam, wie sie mit eingeschalteten Scheinwerfern einfach nur da sitzt, und mir fallen wieder die Storys ein, die Rachel mir in unserer Jugend erzählt hat: von Leuten, die bei jemandem halten, der anscheinend eine Panne hat, nur um zu erleben, dass ein in der Nähe versteckter Komplize ihren Wagen stiehlt; von Fahrern, die anhalten und aussteigen, um einem auf der Straße liegenden verletzten Reh zu helfen – und brutal überfallen werden, weil alles nur gestellt war. Ich schnalle mich rasch wieder an. Im Vorbeifahren habe ich in dem anderen Wagen außer der Frau niemanden gesehen, aber das heißt nicht, dass sie nicht auf dem Rücksitz versteckt darauf lauern können, aus dem Auto zu springen.

Ein weiterer Blitz zuckt herab, schlägt irgendwo in der Nähe ein. Der böig auffrischende Wind lässt Zweige ans Beifahrerfenster klopfen und scharren, als versuche jemand, sich dort Einlass zu verschaffen. Mir läuft ein kalter Schauer über den Rücken. Ich fühle mich so verwundbar, dass ich die Handbremse löse und ein kleines Stück weiterfahre, um die Unbekannte zu provozieren, damit sie etwas – irgendwas – tut, das mir zeigt, dass sie nicht will, dass ich wegfahre. Aber noch immer kommt nichts. Widerstrebend halte ich erneut, weil es mir nicht richtig erscheint, davonzufahren und sie allein zurückzulassen. Andererseits will ich auch nichts riskieren. Bei näherer Überlegung muss ich mir

sagen, dass sie nicht ängstlich gewirkt hat, als ich vorbeigefahren bin: Sie hat nicht verzweifelt gewinkt oder sonst wie gezeigt, dass sie Hilfe braucht. Also ist vielleicht schon jemand – ihr Ehemann oder ein Abschleppdienst – unterwegs. Hätte ich eine Panne, würde ich als Ersten Matthew anrufen, statt mich auf fremde Autofahrer zu verlassen.

Während ich noch unschlüssig dasitze, wird der Regen stärker und trommelt drängend aufs Autodach: *Fahr zu! Fahr zu! Fahr zu!* Damit nimmt er mir den Entschluss ab. Ich löse die Handbremse und fahre möglichst langsam an, um der Unbekannten eine letzte Chance zu geben, mich zurückzurufen. Aber das tut sie nicht.

Einige Minuten später bin ich aus dem Wald heraus und zu unserem Heim unterwegs: einem wunderschönen alten Cottage mit Kletterrosen über der Tür und einem weitläufigen Garten hinter dem Haus. Ungefähr eine Meile weiter biege ich in unsere Einfahrt ab, parke möglichst dicht am Haus und bin froh, dass ich heil und gesund heimgekommen bin. Ich muss weiter an die Frau in dem Auto denken und frage mich, ob ich die hiesige Polizei oder den Abschleppdienst anrufen soll, um meine Beobachtungen zu melden. Dann fällt mir ein, dass mein Smartphone gepiepst hat, als ich den Wald verlassen habe. Ich ziehe es heraus und sehe aufs Display. Die Textnachricht ist von Rachel.

Hi, hoffentlich hast du dich heute Abend gut amüsiert! Ich geh jetzt ins Bett, weil ich praktisch ab der Landung arbeiten musste und sehr unter Jetlag leide. Wollte mich nur vergewissern, dass du das Geschenk für Susie hast. Ruf dich morgen früh an. xx

Als ich das lese, runzle ich die Stirn – wieso will Rachel sich vergewissern, dass ich ein Geschenk für Susie gekauft habe? Tatsächlich habe ich noch keines, weil ich im Trubel zu Ende des Schuljahrs zu viel zu tun hatte. Außerdem ist die Geburtstagsparty erst morgen Abend, und ich hatte vormittags losziehen wollen, um etwas für sie zu kaufen. Ich lese die Nachricht erneut, und diesmal fallen mir die Worte »das Geschenk« statt »ein Geschenk« auf, weil sie so klingen, als erwarte Rachel, dass ich etwas besorgt habe, das wir ihr gemeinsam schenken wollen.

Ich erinnere mich an unsere letzte Begegnung. Die liegt ungefähr zwei Wochen zurück: am Tag vor ihrem Abflug nach New York. Rachel arbeitet als Consultant bei der britischen Tochter der riesigen amerikanischen Unternehmensberatung Finchlakers und muss oft beruflich in die USA. An diesem Abend waren wir im Kino gewesen und anschließend auf einen Drink ausgegangen. Vielleicht hatte sie mich bei dieser Gelegenheit gebeten, etwas für Susie zu besorgen. Ich zermartere mir das Hirn, versuche mich zu erinnern, versuche zu erraten, worauf wir uns geeinigt haben könnten. Es könnte alles sein – Parfüm, Schmuck, ein Buch –, aber nichts klingt vertraut. Habe ich das etwa vergessen? Erinnerungen an Mum, schlimme Erinnerungen, steigen in mir auf, und ich verdränge sie rasch. *Das ist nicht vergleichbar*, sage ich mir nachdrücklich. *Ich bin nicht wie sie. Morgen früh weiß ich's wieder.*

Ich stecke das Handy zurück in meine Umhängetasche. Matthew hat recht: Ich bin urlaubsreif. Zwei, drei Wochen Entspannung am Strand täten mir gut. Und auch Matthew braucht Urlaub. Wir haben keine Hochzeitsreise gemacht, weil wir unser Cottage renovieren mussten. Es sieht so aus,

als hätte ich meinen letzten richtigen Urlaub von der Art, dass man den ganzen Tag nichts tut, außer am Strand zu liegen und Sonne zu tanken, kurz vor Dads Tod gemacht – vor achtzehn Jahren. Danach war nie genug Geld da gewesen, um große Sprünge zu machen, vor allem nicht mehr, als ich meinen Job als Lehrerin aufgeben musste, um Mum zu pflegen. Deswegen war ich am Boden zerstört gewesen, als ich kurz nach ihrem Tod entdeckt hatte, dass sie keine bettelarme Witwe, sondern im Gegenteil eine reiche Frau gewesen war. Ich konnte nicht begreifen, wieso sie so anspruchslos gewesen war, obwohl sie ein Luxusleben hätte führen können. Ich war so schockiert, dass ich kaum hörte, was der Anwalt und Testamentsvollstrecker sagte, sodass ich ihn nur ungläubig anstarren konnte, als ich endlich begriff, von wie viel Geld die Rede war. Ich hatte immer geglaubt, mein Vater habe uns mittellos zurückgelassen.

Ein Donnerschlag, jetzt weiter entfernt, holt mich un-sanft in die Gegenwart zurück. Ich spähe nach draußen und frage mich, ob ich's schaffen kann, das Vordach über dem Eingang zu erreichen, ohne klatschnass zu werden. Ich drücke meine Tasche an mich, stoße die Autotür auf und spurte mit dem Hausschlüssel in der Hand los.

In der Diele streife ich meine Schuhe ab und schleiche auf Zehenspitzen nach oben. Die Tür des Gästezimmers ist geschlossen, und ich bin versucht, sie nur einen Spaltweit zu öffnen, um zu sehen, ob Matthew schläft. Aber weil ich nicht riskieren will, ihn zu wecken, gehe ich stattdessen leise ins Bad, und dann schlafe ich, fast bevor mein Kopf das Kopfkissen berührt.



## SAMSTAG, 18. JULI

Als ich aufwache, sitzt Matthew mit einem Becher Tee in der Hand neben mir auf der Bettkante.

»Wie spät ist's?«, murmele ich, während ich mich bemühe, im hellen Sonnenschein, der durchs Fenster fällt, die Augen zu öffnen.

»Neun Uhr. Ich bin seit sieben auf.«

»Was ist mit deiner Migräne?«

»Weg.« Im Sonnenschein leuchtet sein aschblondes Haar golden, und ich fahre mit den Fingern beider Hände hindurch und bewundere wieder einmal, wie dicht es ist.

»Ist der für mich?«, frage ich hoffnungsvoll.

»Natürlich.«

Ich schiebe mich nach oben, bis ich sitze, und lasse den Kopf nach hinten in die Kissen sinken. Aus dem Radio unten im Erdgeschoss kommt »Lovely Day«, mein liebster Wohlfühlsong, und mit der Aussicht auf sechs vor mir liegende Ferienwochen fühlt sich das Leben gut an.

»Danke«, sage ich und nehme den Becher entgegen.  
»Hast du schlafen können?«

»Ja, wie ein Murmeltier. Tut mir leid, dass ich nicht auf dich warten konnte. Wie war die Heimfahrt?«

»Ganz gut. Allerdings mit viel Blitz und Donner. Und mit Regen.«

»Nun, wenigstens scheint heute Morgen wieder die Sonne.« Er stößt mich leicht an. »Rutsch ein bisschen zur Seite.« Ich achte darauf, meinen Tee nicht zu verschütten, als ich Platz für ihn mache, damit er zu mir ins Bett kommen kann. Er hebt den Arm, und ich lehne mich gegen ihn, sodass mein Kopf an seiner Schulter ruht. »Nicht weit von hier ist eine Frau tot aufgefunden worden«, sagt er so leise, dass ich ihn fast nicht verstehe. »Ich hab's vorhin im Radio gehört.«

»Wie schrecklich!« Ich stelle meinen Becher auf den Nachttisch und wende mich wieder Matthew zu. »Was meinst du mit ›nicht weit von hier? In Browbury?«

Er streicht mir eine Haarsträhne aus der Stirn. Die Finger auf meiner Haut sind weich. »Nein, viel näher, irgendwo zwischen hier und Castle Wells.«

»An welcher Straße?«

»An der Blackwater Lane.« Er beugt sich zu mir, will mich küssen, doch ich weiche ihm aus.

»Lass das, Matthew.« Ich sehe ihn an, während mein Herz hinter den Rippen flattert wie ein Vogel in seinem Käfig, und warte darauf, dass er lächelt und mir erklärt, dass er weiß, dass ich letzte Nacht auf dieser Straße zurückgekommen bin, und mich nur ein bisschen aufziehen wollte. Aber er runzelt lediglich die Stirn.

Ich starre ihn an. »Ist das dein Ernst?«

»Ja.« Er wirkt ehrlich verwirrt. »Du weißt, dass ich so was nicht erfinden würde.«

»Aber ... « Mir ist plötzlich übel. »Woran ist sie gestorben? Haben sie das im Radio gemeldet?«

Er schüttelt den Kopf. »Nein, nur dass sie in ihrem Auto gegessen hat.«

Ich wende mich leicht von ihm ab, sodass er mein Gesicht nicht sehen kann. *Das kann nicht diese Frau gewesen sein, sage ich mir. Niemals!*

»Ich muss aufstehen«, sage ich, als er mich wieder in die Arme schließen will. »Ich muss einkaufen fahren.«

»Was denn?«

»Susies Geschenk. Ich habe noch nichts für sie, und ihre Party steigt heute Abend.« Ich schwinge die Beine aus dem Bett und stehe auf.

»Das ist nicht eilig, stimmt's?«, protestiert er. Aber ich bin schon unterwegs, habe mein Handy mitgenommen.

Im Bad schließe ich die Tür ab und stelle die Dusche an, als könnte ich damit die Stimme in meinem Kopf überhören, die mir erzählt, dass die tot aufgefundene Frau mit der identisch ist, an der ich letzte Nacht vorbeigefahren bin. Ich fühle mich zittrig, als ich, auf dem Rand der Badewanne sitzend, das Internet aufrufe und die Nachrichten lese. Die BBC berichtet in einer Eilmeldung darüber – jedoch ohne Einzelheiten. In der Meldung heißt es nur, in der Nähe von Browbury in Sussex sei eine Frau tot in ihrem abgestellten Wagen aufgefunden worden. Tot aufgefunden. Heißt das, dass sie Selbstmord begangen hat? Dieser Gedanke ist erschreckend.

Mein Gehirn arbeitet auf Hochtouren, während ich mir den Ablauf zu erklären versuche. Handelt es sich wirklich um dieselbe Frau, hatte sie vielleicht gar keine Panne, sondern die kleine Ausweichstelle bewusst gewählt, weil sie abgelegen war, sodass sie nicht gestört werden würde? Das würde erklären, weshalb sie nicht geblinkt, warum sie mich

nicht um Hilfe gebeten hatte – weshalb sie mir kein Zeichen zum Anhalten gegeben hatte, was sie bestimmt getan hätte, wenn sie nur eine Panne gehabt hätte. Mein Magen grummelt unbehaglich. Jetzt, wo durchs Badfenster helles Sonnenlicht hereinscheint, erscheint es unglaublich, dass ich nicht zurückgelaufen bin und nach ihr gesehen habe. Hätte ich's getan, wäre die Sache vielleicht anders ausgegangen. Sie hätte mir vielleicht erklärt, ihr fehle nichts; sie hätte vielleicht vorgegeben, eine Panne zu haben, und behauptet, jemand komme, um ihr zu helfen. Aber dann hätte ich mich erboten, bei ihr zu warten, bis tatsächlich Hilfe kam. Und hätte sie darauf bestanden, dass ich weiterfahre, wäre ich misstrauisch geworden; ich hätte sie dazu gebracht, sich mir anzuvertrauen – und sie würde jetzt vielleicht noch leben. Und hätte ich meine Beobachtungen nicht irgendwo melden müssen? Aber durch Rachels Nachricht und das Geschenk, das ich für Susie hätte besorgen sollen, war ich so abgelenkt gewesen, dass ich die Frau in dem Auto ganz vergessen hatte.

»Bist du noch lange dort drin, Sweetheart?«, fragt Matthew durch die Badezimmertür.

»Bin in einer Minute fertig!«, rufe ich, während vergeudetes Wasser durch den Abfluss rauscht.

»Dann fange ich schon mal an, Frühstück zu machen.«

Ich streife meinen Schlafanzug ab und stelle mich unter die Dusche. Das Wasser ist heiß, aber nicht heiß genug, um meine brennenden Schuldgefühle abzuspülen. Während ich meinen Körper von Kopf bis Fuß abschrubbe, versuche ich, nicht daran zu denken, wie die Frau ein Röhrchen öffnet, Tabletten in ihre Hand kippt, sie an den Mund hebt und mit Wasser hinunterspült. Welche Qualen hatte sie durch-

litten, dass sie den Wunsch gehabt hatte, sich das Leben zu nehmen? Und hatte es in ihrem Sterben einen Punkt gegeben, an dem sie bereute, was sie getan hatte? Ich hasse die Richtung, in die meine Gedanken gehen, als ich das Wasser abdrehe und aus der Dusche trete. Die plötzliche Stille macht mich nervös, deshalb suche ich die Radiofunktion meines Smartphones, weil ich hoffe, einen Song voller Hoffnung und Fröhlichkeit zu erwischen, der mich vielleicht davon abhalten kann, ständig an die Frau in dem Auto zu denken.

*... an der Blackwater Lane ist in den frühen Morgenstunden eine Frau tot in ihrem Auto aufgefunden worden. Ihr Tod wird als verdächtig untersucht. Vorerst gibt es keine weiteren Informationen, aber die Polizei bittet die Einwohner in der Umgebung um erhöhte Wachsamkeit.*

Mit stockt der Atem. *Ihr Tod wird als verdächtig untersucht* – diese Worte hallen durchs Bad. Sagt die Polizei das nicht, wenn jemand ermordet worden ist? Plötzlich befällt mich Angst. Ich war dort, am Tatort Blackwater Lane. War der Mörder auch dort gewesen, hatte er im Gebüsch auf eine Gelegenheit gelauert, jemanden umbringen zu können? Der Gedanke, dass ich das Opfer hätte sein können, dass er mich hätte ermorden können, macht mich jäh schwindelig. Ich taste nach dem Handtuchhalter, zwingt mich dazu, tief ein- und auszuatmen. Es war echt verrückt von mir, letzte Nacht diese Route gewählt zu haben.

Im Schlafzimmer ziehe ich mein schwarzes Baumwollkleid aus einem Stapel von Kleidungsstücken auf einem Stuhl und schlüpfe hinein. Auf dem Weg nach unten dreht mir der Geruch von Grillwürstchen den Magen um, schon bevor ich die Küchentür geöffnet habe.

»Ich dachte, wir sollten den Ferienbeginn mit einem kräftigen Frühstück mit allem feiern«, sagt Matthew. Er sieht so glücklich aus, dass ich mir ein Lächeln abringe, weil ich ihm den Spaß nicht verderben will.

»Wunderbar.« Ich möchte ihm von letzter Nacht erzählen, ich möchte ihm erzählen, dass *ich* das Mordopfer hätte sein können. Ich möchte meinen Schock, mein Entsetzen mit ihm teilen, weil diese Sache zu groß ist, als dass man sie für sich behalten könnte. Aber wenn ich ihm erzähle, dass ich durch den Wald zurückgekommen bin, obwohl er mir das ausdrücklich verboten hatte, wird er wütend. Dass ich hier bin, dass ich unversehrt in unserer Küche sitze, statt ermordet in meinem Wagen zu liegen, ist dann nicht mehr wichtig. Ihm wird es ergehen wie mir: erschrocken über das, was hätte passieren können, und entsetzt, in welche Gefahr ich mich begeben habe.

»Wann willst du shoppen gehen?«, fragt er. Zur dünnen Baumwollshorts trägt er ein graues T-Shirt und sieht darin so gut aus, dass ich normalerweise denken würde, wie glücklich ich mich schätzen kann, dass er mein Mann ist. Aber ich kann es kaum ertragen, zu ihm hinüberzusehen. Mir kommt es vor, als sei mein Geheimnis mir auf die Stirn geschrieben.

»Gleich nach dem Frühstück, denke ich.« Ich blicke in den Garten hinaus und versuche, mich auf seine Schönheit zu konzentrieren, aber meine Gedanken kehren immer wieder zu vergangener Nacht, zu dem Augenblick zurück, in dem ich weggefahren bin. Da hatte sie noch gelebt, die Frau in dem Wagen.

»Fährt Rachel mit?« Matthews Stimme unterbricht meine trüben Gedanken.

»Nein.« Plötzlich erscheint mir das als die beste Idee der Welt, denn vielleicht kann ich ihr von letzter Nacht erzählen, meine Verzweiflung mit ihr teilen. »Tatsächlich ist das eine gute Idee. Ich rufe sie gleich an und frage, ob sie mitkommt.«

»Rede nicht zu lange«, sagt er. »Das Frühstück ist fast fertig.«

»Ich brauche nur eine Minute.«

Ich gehe in die Diele hinaus, nehme den Telefonhörer ab – Handyempfang haben wir in unserem Haus nur im ersten Stock – und wähle Rachels Nummer. Sie braucht einige Zeit, um sich zu melden, und als sie's tut, klingt ihre Stimme verschlafen.

»Ich hab dich geweckt«, sage ich mit plötzlich schlechtem Gewissen, weil sie erst gestern aus New York zurückgekommen ist.

»Mir kommt's wie mitten in der Nacht vor«, sagt sie mürrisch. »Wie spät ist es denn?«

»Gleich halb zehn.«

»Also mitten in der Nacht. Hast du meine Nachricht bekommen?«

Ihre Frage bringt mich etwas durcheinander, und ich mache eine Pause, in der ich spüre, dass hinter meinen Augen Kopfschmerzen entstehen. »Ja, aber ich habe noch nichts für Susie gekauft.«

»Oh.«

»Ich hatte schrecklich viel zu tun«, sage ich rasch. Dann fällt mir ein, dass Rachel aus irgendeinem Grund glaubt, wir wollten gemeinsam etwas verschenken. »Ich dachte, ich würde lieber bis heute warten – ich meine, falls wir uns doch noch für ein anderes Geschenk entscheiden«, füge ich

in der Hoffnung hinzu, dass sie erwähnt wird, worauf wir uns geeinigt haben.

»Wozu sollten wir das tun? Alle waren sich darüber einig, dass deine Idee die beste war. Außerdem ist die Party heute Abend, Cass!«

Das Wort »alle« verwirrt mich vollends. »Man weiß eben nie«, sage ich ausweichend. Du hättest nicht Lust mitzukommen, was?«

»Sonst liebend gern, aber mein Jetlag ...«

»Nicht mal, wenn ich dich zum Lunch einlade?«

Eine kurze Pause. »Im Costello's?«

»Abgemacht. Wir treffen uns um elf im Café im Fenton's, dann kann ich dich auch zu einem Kaffee einladen.«

Sie gähnt laut, danach höre ich ein Rascheln. »Kann ich darüber nachdenken?«

»Nein, kannst du nicht«, antworte ich streng. »Los, raus aus den Federn! Wir sehen uns dort.«

Als ich auflege, fühle ich mich etwas erleichtert, kann den Gedanken an Susies Geschenk verdrängen. Im Vergleich zu den Nachrichten dieses Morgens erscheint mir meine Vergesslichkeit als regelrechte Bagatelle.

Ich gehe zurück und setze mich an den Küchentisch.

»Na, wie gefällt dir das?«, fragt Matthew und stellt mir schwungvoll einen Teller mit Würstchen, Bacon und Rührei hin.

Es sieht wie etwas aus, das ich niemals essen könnte, aber ich lächle begeistert. »Großartig! Danke.«

Er setzt sich neben mich und greift nach Messer und Gabel. »Wie geht es Rachel?«

»Gut. Sie kommt nachher mit.« Ich starre auf meinen Teller und frage mich, wie ich die Mühe, die Matthew sich



gegeben hat, honorieren soll. Nach den ersten paar Bissen rebelliert mein Magen, und ich schiebe mein Essen nur mehr auf dem Teller herum, bevor ich aufgebe. »Tut mir echt leid«, sage ich und lege Messer und Gabel aus der Hand. »Aber ich bin noch so voll vom Abendessen.«

Er streckt die Hand mit der Gabel aus und spießt ein Würstchen auf. »Wär doch schade, sie umkommen zu lassen«, sagt er grinsend.

»Ja, nimm nur.«

Seine blauen Augen mustern mich forschend, lassen mich nicht los. »Alles in Ordnung mit dir? Du bist heute so schweigsam.«

Ich blinzle rasch und dränge so die Tränen zurück, die in meinen Augen aufzusteigen drohen.

»Ich kann nicht aufhören, an diese Frau zu denken«, sage ich. Es ist eine solche Erleichterung, über sie reden zu können, dass die Worte nur so aus mir heraussprudeln. »Im Radio haben sie gesagt, dass die Polizei ihren Tod als verdächtig behandelt.«

Er beißt von einem Würstchen ab. »Dann ist sie also ermordet worden.«

»Glaubst du?«, frage ich, obwohl ich weiß, dass er recht hat.

»Das sagen sie gewöhnlich, bis alle gerichtsmedizinischen Untersuchungen abgeschlossen sind. Gott, wie schrecklich! Ich verstehe einfach nicht, warum sie sich selbst in Gefahr gebracht hat, indem sie nachts diese Straße genommen hat. Ich weiß, dass sie nicht ahnen konnte, dass sie ermordet werden würde, aber trotzdem ...«

»Vielleicht hatte sie eine Panne«, sage ich und wringe unter dem Tisch die Hände.

»Nun, sie muss eine gehabt haben. Wozu hätte sie sonst auf dieser verlassenen Straße halten sollen. Die Ärmste muss in Panik gewesen sein. Im Wald gibt's keinen Handyempfang, also muss sie gebetet haben, dass jemand vorbeikommt und ihr hilft – und sieh dir an, was passiert ist, als dann tatsächlich jemand gehalten hat!«

Ich hole tief Luft: ein stilles schockiertes Keuchen. Mir ist, als hätte jemand einen Kübel Eiswasser über mir ausgekippt. Ich hatte mir eingeredet, sie habe schon nach Hilfe telefoniert – dabei wusste ich, dass es im Wald keinen Handyempfang gab. Hatte ich das vergessen? Oder hatte diese Fiktion mir gestattet, mit reinem Gewissen davonzufahren? Aber jetzt ist mein Gewissen nicht mehr rein. Ich habe sie ihrem Schicksal überlassen. Ich habe sie im Stich gelassen, und sie ist ermordet worden.

Ich schiebe meinen Stuhl zurück. »Ich muss los«, sage ich zu Matthew, während ich unsere leeren Becher in den Ausguss stelle und hoffe, dass er nicht noch mal fragt, ob mit mir alles in Ordnung ist. »Ich will Rachel nicht warten lassen.«

»Wann trifft ihr euch denn?«

»Elf. Aber du weißt ja, wie hektisch es samstags in der Stadt zugeht.«

»Habe ich richtig gehört, dass du mit ihr zum Lunch gehen willst?«

»Ja.« Ich küsse ihn flüchtig auf die Wange, weil ich dringend wegwill. »Also bis später.«

Ich nehme meine Umhängetasche und die Autoschlüssel von der Ablage in der Diele mit. Matthew folgt mir mit einem Stück Toast in der Hand zur Haustür.

»Hast du vielleicht Zeit, mein Sakko aus der Reinigung abzuholen? Dann könnte ich's heute Abend anziehen.«

»Klar, hast du den Abholzettel?«

»Ja, Augenblick ...« Er holt seine Geldbörse und gibt mir einen rosa Zettel. »Die Reinigung ist bezahlt.«

Ich stecke den Zettel ein und öffne die Haustür. Ein breiter Streifen Sonnenlicht fällt in die Diele.

»Mach's gut!«, ruft er, als ich ins Auto steige.

»Wie immer. Liebe dich.«

»Ich liebe dich mehr!«

Auf der Straße nach Browbury herrscht bereits dichter Verkehr. Ich trommele nervös mit den Fingern aufs Lenkrad. In meiner Eile, das Haus zu verlassen, habe ich nicht bedacht, wie es sich anfühlen würde, wieder in meinem Mini zu sitzen – auf demselben Platz, auf dem ich gesessen habe, als ich die Frau in dem Auto gesehen habe. Um mich irgendwie abzulenken, versuche ich, mich an das Geschenk zu erinnern, das ich für Susie vorgeschlagen habe. Sie arbeitet in derselben Firma wie Rachel, jedoch in der Personalabteilung. Weil Rachel gesagt hat, alle seien mit meinem Vorschlag einverstanden gewesen, vermute ich, dass sie von ihrer Gruppe befreundeter Arbeitskolleginnen gesprochen hat. Unser letztes Treffen mit ihnen liegt ungefähr vier Wochen zurück, und ich erinnere mich, dass Rachel über Susies bevorstehende Geburtstagsparty gesprochen hat, was sie tun konnte, weil Susie an diesem Abend verhindert war. Hatte ich bei dieser Gelegenheit ein Geschenk vorgeschlagen?

Wie durch ein Wunder finde ich einen Parkplatz nicht allzu weit vom Kaufhaus Fenton's entfernt und beeile mich, in den Tearoom im vierten Stock hinaufzufahren. Er ist ziemlich voll, aber Rachel ist schon da: auffällig in einem leuchtend gelben Sommerkleid, ihr schwarzer Lockenkopf

über ihr Smartphone gebeugt. Auf dem Tisch vor ihr stehen zwei Tassen Kaffee, und ich empfinde plötzliche Dankbarkeit für die Fürsorge, mit der sie mich immer umgibt. Sie ist fünf Jahre älter und die große Schwester, die ich nie hatte. Unsere Mütter waren befreundet gewesen, und weil ihre Mutter viel hatte arbeiten müssen, nachdem ihr Mann sie kurz nach Rachels Geburt sitzenließ, hatte Rachel einen großen Teil ihrer Kindheit in unserem Haus verbracht. Tatsächlich hatte sie so sehr zur Familie gehört, dass meine Eltern sie liebevoll ihre zweite Tochter genannt hatten. Auch als sie mit sechzehn von der Schule abgegangen war, um zu arbeiten, damit ihre Mutter weniger arbeiten musste, war sie mindestens einmal in der Woche zum Abendessen gekommen. Vor allem liebte sie Dad, den sie fast so sehr betrauert hatte wie ich, nachdem er vor unserem Haus überfahren worden war. Und als Mum krank geworden war und nicht mehr allein gelassen werden durfte, hatte sie ihr einmal pro Woche Gesellschaft geleistet, damit ich zum Einkaufen fahren konnte.

»Durstig?«, versuche ich zu scherzen, indem ich auf die beiden Tassen deute. Aber das klingt hohl. Ich fühle mich wie auf dem Präsentierteller, als wüssten alle, dass ich letzte Nacht die Ermordete gesehen und nichts getan habe, um ihr zu helfen.

Sie springt auf und umarmt mich. »Die Schlange war so lang, dass ich uns gleich einen Kaffee geholt habe. Ich wusste, dass du bald kommen würdest.«

»Sorry, der Verkehr war echt schlimm. Schön, dass du gekommen bist, ich bin dir wirklich dankbar.«

Ihre Augen blitzen. »Du weißt, dass ich für einen Lunch im Costello's alles täte.«

Ich setze mich ihr gegenüber und nehme einen willkommenen Schluck Kaffee.

»Na, war's gestern ein wilder Abend?«

Ich lächle, und der auf mir lastende Druck nimmt ein wenig ab. »Nicht wild, aber ganz amüsant.«

»War der schöne John auch da?«

»Natürlich. Alle Lehrer waren da.«

Sie lächelt. »Ich hätte vorbeischaun sollen.«

»Er ist viel zu jung für dich«, sage ich lachend. »Außerdem hat er eine Freundin.«

»Wenn ich mir vorstelle, dass du ihn hättest haben können ...« Sie seufzt theatralisch, und ich schüttele den Kopf über ihre gespielte Verzweiflung. Sie ist nie ganz darüber hinweggekommen, dass ich Matthew John vorgezogen habe.

Nach Mums Tod hatte Rachel sich tatkräftig meiner angenommen. Um mich aus dem Haus zu locken, begann sie, mich auf Partys mitzunehmen. Die meisten ihrer Freunde waren Arbeitskollegen oder kamen aus ihrem Yogakurs, und wenn wir uns kennenlernten, wollten sie unweigerlich wissen, wo ich arbeitete. Nachdem ich ein paar Monate lang jedem erzählt hatte, dass ich meinen Job als Lehrerin aufgegeben hatte, um meine Mutter zu pflegen, fragte mich jemand, ob ich nicht Lust hätte, in meinen früheren Beruf zurückzukehren. Und plötzlich wünschte ich mir nichts sehnlicher als das. Ich war nicht länger damit zufrieden, Tag für Tag untätig zu Hause herumzusitzen und eine Freiheit zu genießen, die ich jahrelang nicht mehr gekannt hatte. Ich wollte ein Leben, das Leben einer 33-jährigen Frau.

Ich hatte Glück. Wegen des in Sussex herrschenden Leh-

ermangels konnte ich an einem Auffrischungsseminar teilnehmen und bekam eine Stelle als Geschichtslehrerin für die neunte Klasse der Schule in Castle Wells. Ich genoss es, wieder arbeiten zu können, und als John, der Schwarm aller Lehrerinnen und Schülerinnen, mich auf ein Date einlud, fühlte ich mich geradezu lachhaft geschmeichelt. Wäre er kein Kollege gewesen, hätte ich vermutlich angenommen. Aber ich lehnte dankend ab, worauf er seine Anstrengungen verdoppelte. Er war so penetrant, dass ich froh war, als ich irgendwann Matthew kennenlernte.

Ich nehme einen weiteren Schluck Kaffee. »Wie war's in Amerika?«

»Anstrengend. Zu viele Meetings, zu viel Essen.« Sie zieht ein flaches Päckchen aus ihrer Umhängetasche und schiebt es über den Tisch.

»Mein Geschirrtuch!«, sage ich, packe es aus und entfalte es. Diesmal ist es mit einem New Yorker Stadtplan bedruckt. Letztes Mal war es die Freiheitsstatue. Das ist ein Ritual zwischen uns: Von jeder Geschäfts- oder Urlaubsreise bringt Rachel zwei identische Geschirrtücher mit, eines für mich, eines für sich. »Oh, vielen Dank! Du hast hoffentlich das gleiche?«

»Natürlich.« Ihre Miene wird plötzlich ernst. »Hast du von der Frau gehört, die letzte Nacht tot in ihrem Auto aufgefunden wurde – an der Straße, die zwischen hier und Castle Wells durch den Wald führt?«

Ich schlucke trocken, falte das Geschirrtuch dreimal zusammen und beuge mich nach unten, um es in meiner Tasche zu verstauen. »Ja, Matthew hat mir davon erzählt, es war in den Nachrichten«, sage ich mit dem Kopf unter dem Tisch.

Rachel wartet, bis ich wieder aufrecht dasitze, dann deutet sie ein Erschauern an. »Schrecklich, nicht wahr? Die Polizei glaubt, dass sie eine Panne hatte.«

»Wirklich?«

»Mhm.« Sie verzieht das Gesicht. »Wie grässlich – stell dir vor, du hättest mitten in einem Gewitter am Arsch der Welt eine Panne. Daran mag ich nicht mal denken.«

Ich muss mich eisern beherrschen, um nicht damit herauszuplatzen, dass ich dort war, dass ich die Frau in ihrem Auto gesehen habe. Aber irgendetwas hindert mich daran. Hier ist's zu voll, und bei Rachel hat diese Story anscheinend bereits Emotionen geweckt. Ich fürchte, dass sie mich verurteilen und darüber entsetzt sein würde, dass ich nicht geholfen habe.

»Du nimmst diese Straße manchmal? Aber nicht letzte Nacht, stimmt's?«

»Nein, ich nehme sie nie, nicht, wenn ich allein bin.« Ich spüre, dass ich erröte. Rachel sieht mir bestimmt an, dass ich gelogen habe.

Aber sie spricht weiter. »Das war dein Glück. Sonst hätte es dich erwischen können.«

»Nur hätte ich keine Panne gehabt«, sage ich.

Sie lacht, was einen Teil der Spannung abbaut. »Das kannst du nicht wissen! Vielleicht hatte sie gar keine Panne. Das ist nur eine Vermutung. Vielleicht stand da jemand. Jeder, der einen hilfsbedürftigen Autofahrer sieht, würde anhalten, nicht wahr?«

»Meinst du wirklich? Bei Gewitter auf einer einsamen Waldstraße?« Ich wünsche mir verzweifelt, ihre Antwort möge Nein lauten.

»Nun, wer ein Gewissen hat, meine ich. Niemand würde

einfach weiterfahren. Jeder würde versuchen, irgendwas zu tun.«

Ihre Worte treffen mich wie Keulenschläge, und in meinen Augen brennen Tränen. Die Schuldgefühle, die ich empfinde, sind fast unerträglich. Weil Rachel nicht sehen soll, wie sehr ihre Worte mich getroffen haben, senke ich den Kopf und starre die Vase mit orangeroten Blumen auf dem Tisch zwischen uns an. Peinlicherweise beginnen die Blütenblätter zu verschwimmen, sodass ich mich hastig nach meiner Tasche und einem Papiertaschentuch bücken muss.

»Cass? Was hast du?«

»Nichts. Mir geht's gut.«

»Du siehst aber nicht so aus.«

Ich höre die Besorgnis in ihrem Tonfall und putze mir die Nase, um Zeit zu gewinnen. Das Bedürfnis, mich jemandem anzuvertrauen, ist übermächtig. »Ich weiß nicht, weshalb, aber ich habe nicht ...« Ich verstumme.

»Du hast was nicht?« Rachel wirkt verwirrt.

Ich öffne den Mund, um es ihr zu sagen, aber dann werden mir die Konsequenzen bewusst: Sie wird nicht nur entsetzt sein, dass ich weitergefahren bin, ohne nach der Frau zu sehen, sondern mich auch bei einer Lüge ertappen, weil ich vorhin behauptet habe, letzte Nacht nicht auf dieser Straße heimgefahren zu sein.

Ich schüttele den Kopf. »Nicht weiter wichtig.«

»Anscheinend doch. Erzähl's mir, Cass.«

»Ich kann nicht.«

»Warum nicht?«

Ich verdrehe das Taschentuch mit den Fingern. »Weil ich mich schäme.«



»Du *schämst* dich?«

»Ja.«

»Wofür denn?« Als ich nicht antworte, lässt sie einen irritierten Seufzer hören. »Los jetzt, Cass, erzähl's mir! So schlimm kann's nicht sein!« Ihre Ungeduld macht mich noch nervöser, also sehe ich mich nach etwas um, das ich ihr erzählen könnte, das sie glauben wird.

»Ich hab Susie vergessen«, stoße ich hervor und hasse mich dafür, dass ich auf etwas zurückgreife, das im Vergleich zu dem Tod der Frau eine Bagatelle ist. »Ich hab vergessen, dass ich irgendwas für sie kaufen sollte.«

Sie runzelt die Stirn. »Was soll das heißen, *vergessen*?«

»Ich kann mich nicht daran erinnern, das ist alles. Ich weiß nicht mehr, was wir ihr kaufen wollen.«

Sie starrt mich verwundert an. »Aber das war doch deine Idee! Du hast gesagt, weil Stephen zu ihrem Geburtstag mit ihr nach Venedig fliegt, sollten wir ihr leichte Schalenkoffer kaufen. Das war in der Bar in der Nähe meines Büros«, fügt sie hilfsbereit hinzu.

Ich mache ein erleichtertes Gesicht, obwohl ihre Worte mir überhaupt nichts sagen. »Natürlich! Jetzt fällt's mir wieder ein ... Gott, wie dumm von mir! Ich dachte immer, es müsste ein Parfüm oder so was sein.«

»Nicht für so viel Geld. Jede von uns hat zwanzig Pfund beigesteuert, das weißt du, also müsstest du insgesamt hundertsechzig Pfund haben. Hast du sie bei dir?«

*Hundertsechzig Pfund?* Wie konnte ich vergessen haben, dass ich so viel Geld bekommen hatte? Am liebsten hätte ich alles zugegeben, aber stattdessen mache ich unsicher weiter. »Ich zahle mit Karte.«

Sie lächelt mich beruhigend an. »Schön, damit wäre die-

ses kleine Drama aus der Welt geschafft. Trink jetzt deinen Kaffee, bevor er kalt wird.«

»Das ist er bestimmt schon – soll ich uns frischen holen?«

»*Ich* gehe, du bleibst sitzen und entspannst dich.«

Ich beobachte, wie sie sich an der Theke anstellt, und versuche, das mulmige Gefühl in meinem Magen zu ignorieren. Obwohl ich's geschafft habe, ihr nicht zu erzählen, dass ich die Frau in dem Auto gesehen habe, wünsche ich mir, ich hätte nicht eingestehen müssen, dass ich das mit den Koffern vergessen hatte. Rachel ist nicht dumm. Sie hat Mums geistigen Verfall Woche für Woche verfolgt, und ich will nicht, dass sie sich Sorgen macht oder zu glauben beginnt, ich sei in dieselbe Richtung unterwegs. Das Schlimmste ist, dass ich keinerlei Erinnerung daran habe, Schalenkoffer als Geschenk vorgeschlagen zu haben. Ich weiß auch nicht, wo ich die hundertsechzig Pfund hingelegt haben soll – außer in die kleine Schublade in meinem alten Schreibtisch. Das Geld selbst macht mir keine Sorgen; taucht es nicht wieder auf, ist das nicht weiter schlimm. Aber der Gedanke, dass ich anscheinend alles, was mit Susies Geschenk zusammenhängt, vergessen habe, ist erschreckend.

Rachel kommt mit zwei Tassen Kaffee zurück.

»Darf ich dich was fragen?«, sagt sie, als sie mir wieder gegenüber sitzt.

»Bitte sehr.«

»Hör zu, Cass, es sieht dir absolut nicht ähnlich, dich wegen einer Bagatelle wie einem vergessenen Geschenk aufzuregen. Macht dir sonst irgendwas Sorgen? Ist mit Matthew alles in Ordnung?«

Ich wünsche mir zum hundertsten Mal, Rachel und

Matthew könnten sich besser leiden. Sie versuchen, sich nichts anmerken zu lassen, aber zwischen den beiden herrscht immer unausgesprochenes Misstrauen. Was Matthew betrifft, muss man fairerweise sagen, dass er Rachel einfach deshalb nicht ausstehen kann, weil er weiß, dass sie nicht mit ihm einverstanden ist. Bei Rachel ist die Sache etwas komplizierter. Weil sie keinen Grund hat, Matthew nicht zu mögen, fragt manchmal eine leise Stimme in meinem Kopf, ob sie vielleicht eifersüchtig ist, weil es jetzt einen Mann in meinem Leben gibt. Aber dann verabscheue ich mich wegen dieses Gedankens, weil ich weiß, dass sie sich für mich freut.

»Ja, alles in bester Ordnung«, versichere ich ihr, während ich versuche, die Erinnerungen an letzte Nacht zu verdrängen. »Ich war wirklich nur wegen Susies Geschenk durcheinander. Ich verstehe einfach nicht, wie ich es vergessen konnte.« Diese Worte erscheinen mir wie Verrat an der Frau in dem Auto.

»Nun, du warst an dem bewussten Abend nicht ganz nüchtern«, sagt sie und lächelt bei der Erinnerung daran. »Du brauchtest nicht selbst zu fahren, weil Matthew dich abgeholt hat, deshalb hast du ziemlich viel Wein getrunken. Vielleicht hast du's deshalb vergessen.«

»Wahrscheinlich hast du recht.«

»Okay, trink aus, dann ziehen wir los und suchen was Schönes aus.«

Nachdem wir unseren Kaffee getrunken haben, gehen wir in den dritten Stock hinunter. Wir brauchen nicht lange, um uns für zwei graublaue Schalenkoffer zu entscheiden, und als wir dem Ausgang zustreben, fühle ich Rachels Blick auf mir.

»Weißt du bestimmt, dass du zum Lunch gehen möchtest? Wenn du keine Lust hast, bin ich dir nicht böse.«

Die Vorstellung, mit Rachel essen und über alles Mögliche schwatzen zu müssen, um zu vermeiden, über die Frau in dem Auto zu reden, stresst mich plötzlich. »Tatsächlich habe ich bohrende Kopfschmerzen – gestern Abend zu viel gefeiert, denke ich. Kann ich dich stattdessen nächste Woche zum Lunch einladen? In den Ferien kann ich an allen Tagen in die Stadt kommen.«

»Klar. Und du erholst dich wieder, damit du heute Abend zu Susies Party kommen kannst, nicht wahr?«

»Natürlich. Aber würdest du die Koffer für alle Fälle mitnehmen?«

»Kein Problem. Wo hast du geparkt?«

»Am unteren Ende der High Street.«

Rachel nickt. »Ich stehe im Parkhaus, deshalb verabschiede ich mich gleich hier.«

Ich deute auf die Koffer. »Kommst du damit zurecht?«

»Sie sind besonders leicht, stimmt's? Und wenn ich's nicht schaffe, kann ich sicher einen netten jungen Mann finden, der mir hilft.«

Ich umarme sie rasch und gehe zu meinem Wagen zurück. Als ich den Motor anlasse, leuchtet die Borduhr auf, und ich sehe, dass es 13.01 Uhr ist. Ein Teil meines Ichs – sogar ein recht großer Teil – will keine Lokalnachrichten hören, aber ich stelle trotzdem das Radio an. Der Nachrichtensprecher verliest eine Mitteilung der Polizei.

*Letzte Nacht wurde auf der Blackwater Lane zwischen Browbury und Castle Wells in einem Auto eine Tote aufgefunden. Sie war brutal ermordet worden.*

*Wenn Sie zwischen 23.20 und 1.15 Uhr auf dieser Straße gefahren sind oder jemanden kennen, der dort unterwegs war, bitten wir Sie, sich umgehend bei uns zu melden.*

Ich strecke die Hand aus, die zittert, und schalte das Radio aus. *Brutal ermordet*. Die Worte hängen in der Luft, die plötzlich so heiß und stickig ist, dass ich das Fenster öffnen muss, um durchatmen zu können. Hätten sie nicht einfach nur »ermordet« sagen können? War »ermordet« nicht schon schlimm genug? Ein Auto hält neben mir, und sein Fahrer erkundigt sich durch Zeichen, ob ich wegfahren will. Als ich den Kopf schüttele, fährt er weiter, aber keine Minute später wiederholt sich dieses Spiel, und danach gleich wieder. Aber ich will nicht wegfahren; ich will nur bleiben, wo ich bin, bis der Mord es nicht mehr in die Nachrichten schafft, bis jedermann sich weiterbewegt und die brutal ermordete Frau vergessen hat.

Ich weiß, das ist dumm, aber mir kommt es vor, als sei ich schuld an ihrem Tod. In meinen Augen brennen Tränen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass dieses Schuldgefühl jemals abnehmen wird, und die Vorstellung, es für den Rest meines Lebens ertragen zu müssen, scheint ein viel zu hoher Preis für einen egoistischen Augenblick zu sein. Wahr ist jedoch, dass sie vielleicht noch leben würde, wenn ich mir die Mühe gemacht hätte auszusteigen.

Ich fahre langsam nach Hause, um den Augenblick hinauszuschieben, in dem ich den schützenden Kokon meines Wagens würde verlassen müssen. Sobald ich heimkomme, wird der Mord überall sein: im Fernsehen, in der Zeitung, auf jedermanns Lippen – eine ständige Erinnerung

daran, dass ich der Frau in dem Auto auf der Blackwater Lane nicht zu Hilfe geeilt bin.

Als ich aussteige, versetzt der Rauchgeruch eines im Garten brennenden Feuers mich augenblicklich in meine Kindheit zurück. Ich schließe die Augen, und einige herrliche Sekunden lang ist dies kein heißer, sonniger Julitag mehr, sondern ein frischer, kalter Novembertag, an dem Mum und ich Würstchen essen, die wir an dem offenen Feuer gegrillt haben, das Dad im hinteren Teil des Gartens entzündet hat. Als ich die Augen öffne, stelle ich fest, dass die Sonne hinter Wolken verschwunden ist, als wollte sie meine Stimmung widerspiegeln. Normalerweise würde ich nach hinten zu Matthew gehen, aber diesmal gehe ich sofort ins Haus und bin froh, noch etwas Zeit für mich allein zu haben.

»Ich dachte, ich hätte dein Auto gehört«, sagt Matthew, als er einige Minuten später in die Küche kommt. »Ich habe dich nicht so früh zurückerwartet. Wolltest du nicht auswärts essen?«

»Ja, das wollten wir, aber dann haben wir's auf einen anderen Tag verschoben.«

Er tritt auf mich zu, drückt einen Kuss auf mein Haar. »Gut, dann kannst du mit mir essen.«

»Du riechst nach Rauch«, sagte ich und atme den Geruch seines T-Shirts ein.

»Ich wollte die Zweige verbrennen, die ich neulich abgesehen habe. Sie sind unter der Plane trocken geblieben, aber sie hätten uns das Haus verqualmt, wenn wir sie im Kamin verheizt hätten.« Er schlingt seine Arme um mich. »Du weißt, dass du die Einzige für mich bist, nicht wahr?«, fragt er leise und nimmt damit etwas auf, das er oft sagte, als wir uns kennen und lieben lernten.

Ich war seit etwa einem halben Jahr wieder im Schuldienst, als eine Gruppe von uns in eine Weinbar ging, um meinen Geburtstag zu feiern. Connie wurde gleich beim Hereinkommen auf Matthew aufmerksam. Er saß allein an einem Tisch, wartete offenbar auf jemanden, und sie scherzte, falls sein Date ihn versetze, werde sie sich als Ersatz zur Verfügung stellen. Als dann offensichtlich war, dass sein Date nicht kommen würde, stöckelte sie – schon etwas angeheitert – zu ihm hinüber und lud ihn ein, sich zu uns zu gesellen.

»Ich hatte gehofft, dass niemand merken würde, dass ich versetzt worden bin«, sagte er verlegen, als Connie ihn nötigte, zwischen John und ihr Platz zu nehmen. Das bedeutete, dass wir uns gegenüber saßen, und ich konnte nicht anders, als zu bemerken, wie ihm das blonde Haar in die Stirn fiel oder wie blau seine Augen waren, wenn er zu mir hersah, was er ziemlich häufig tat. Ich versuchte, mich nicht hineinzusteigern, was nur gut war, denn als wir etliche Flaschen Wein später alle aufbrachen, hatte er in seinem Smartphone Connies Handynummer gespeichert.

Einige Tage später kam sie im Lehrerzimmer breit grinsend auf mich zu, um mir zu erzählen, Matthew habe sie angerufen – um sich meine Telefonnummer geben zu lassen! Ich ließ sie also die Nummer weitergeben, und als er mich anrief, sagte er nervös etwas so Reizendes: »Sobald ich Sie gesehen habe, wusste ich, dass Sie die Richtige für mich sind.«

Als unsere Freundschaft dann enger wurde, gestand er mir, er sei zeugungsunfähig. Matthew versicherte mir, er habe Verständnis dafür, wenn ich unsere Beziehung beenden wolle, aber inzwischen hatte ich mich in ihn verliebt,

und obwohl dies ein schwerer Schlag war, hatte ich nicht das Gefühl, davon gehe die Welt unter. Als er mir seinen Heiratsantrag machte, hatten wir bereits über andere Möglichkeiten gesprochen, uns unseren Kinderwunsch zu erfüllen. Ernsthaft damit beschäftigen wollten wir uns nach dem ersten Ehejahr – also ungefähr jetzt. Im Allgemeinen ließ der Gedanke daran mich nie los, aber im Augenblick scheint er unerreichbar weit entfernt zu sein.

Matthew hält mich weiter umarmt. »Hast du bekommen, was du wolltest?«, fragt er.

»Ja, wir haben Susie zwei Schalenkoffer gekauft.«

»Was ist mit dir? Du wirkst niedergeschlagen.«

Mein Bedürfnis, allein zu sein, wird plötzlich übermächtig. »Ich habe ein bisschen Kopfschmerzen«, sage ich und löse mich aus seiner Umarmung. »Ich denke, ich nehme ein Aspirin.«

Ich gehe nach oben, hole zwei Aspirin aus dem Medizinschrank im Bad und nehme sie mit einem Glas Leitungswasser ein. Als ich den Kopf hebe, sehe ich mein Gesicht im Spiegel über dem Waschbecken, erforsche es ängstlich und suche nach etwas, das mich verraten könnte – nach etwas, das den Leuten suggerieren könnte, mit mir sei nicht alles in Ordnung. Aber ich sehe nichts, was darauf hindeuten würde, dass ich mich verändert habe, seit ich vor einem Jahr Matthew geheiratet habe. Stattdessen sehe ich nur dasselbe kastanienbraune Haar und dieselben blaugrünen Augen, die meinen Blick unverwandt erwidern.

Ich kehre meinem Spiegelbild den Rücken zu und trete ins Schlafzimmer. Mein Stapel Kleidungsstücke liegt nicht mehr auf dem Stuhl, sondern auf dem inzwischen gemachten Bett – ein dezenter Hinweis von Matthew, dass es Zeit